IX
4

Maljada

Dichtungen in Prosa von Magda Gieß

Verlag von F. Würtz, Berlin-Riga

24267

Verlag von Fritz Würtz, Berlin - Leipzig - Riga

Baltische Bücherei

Geschichte des Herzogtums Kurland. Von V. von Wilpert. 4. Auflage mit den Bildnissen sämtlicher Herzöge und ihrer Gemahlinnen. Gebunden 1.30 Mk. (Bd. 1)

Aus dem eroberten Kurland. Heitere, unterhaltende und belehrende Schilderungen aus der ältesten deutschen Kolonie von M. von Blaese-Hoerner, M. Büttner, O. Clemen, H. Dohrmann, H. Eulenberg, A. Hommerich, P. Michaelis, M. Müller-Jabusch. 6. Auflage. Kartoniert 1.40 Mk. (Bd. 2)

Briefe an Elisa von der Recke. Nach den Originalen in der Museumsbibliothek in Mitau herausgegeben von Professor DDr. Otto Clemen. Mit einer bisher unveröffentlichten Silhouette. Gebunden 1.50 Mk. (Bd. 3)

Die Letten, ihre Geschichte, Kultur und ihr Verhältnis zu den Balten und Reichsdeutschen. Von Professor Max Böhm. 3. Auflage. Gebunden 1.40 Mk. (Bd. 4)

Kämpfe um Mitau (Winter 1916/17). Vom Kriegsberichterstatter Emil Herold. 3. Auflage. Gebunden 1.30 Mk. (Bd. 5)

Gertrud von den Brincken: Gedichte und Balladen. Gebunden 1.60 Mk. (Bd. 6)

Aus kurländischen Reisetagebüchern. Herausgegeben von Professor DDr. Otto Clemen. 2. Auflage. Gebunden 1.50 Mk. (Bd. 7)

Theodor Hermann Pantenius. Kurlands Heimatdichter. Materialien zu einem Lebensbild. Von Alexander von Denffer. Gebunden 1.80 Mk. (Bd. 8)

Von baltischen Frauen. Das Leben, Können und Wirken auf den verschiedensten Gebieten von 90 hervorragenden baltischen Frauen geschildert von Piet von Reyher. 3. Auflage. Gebunden 1.80 Mk. (Bd. 9)

Fünf Lebensbilder kurländischer Prediger. Von Pastor Hermann Grüner-Salgaln. Gebunden 1.80 Mk. (Bd. 10)

Aus Kurlands Befreiungstagen. Erlebnisse eines Kurländers während der Kriegszeit, beim Einmarsch und während des Verweilens der deutschen Truppen in Kurland. Von Hanns Dohrmann. 2. Auflage. Preis 1.30 Mk. (Bd. 11)

Deutsch-baltische Beziehungen im Wandel der Jahrhunderte. 3 Vorträge: 1) Deutsches staatliches Leben in den baltischen Landen, 2) Die deutsche Kultur der baltischen Lande, 3) Preussen und die baltische Frage seit dem Ausgang der Ordensstaaten, gehalten in Riga im Januar 1918 von Professor Dr. A. Seraphim-Königsberg. Preis 1.35 Mk. (Bd. 13)

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Fritz Würtz, Berlin - Leipzig - Riga

Elisabeth Goercke: Nicht untergehen. Gedichte einer Kurländerin. 2. Auflage. Billige Ausgabe. Preis 1.60 Mk. (Bd. 14)

Die baltischen Ritterschaften. Ursprung, Wesen und Bedeutung. Von Rudolf von Hoerner-Ihlen. Kurländischer residierender Kreismarschall. Preis 1.80 Mk. (Bd. 15)

Die Befreiung von Livland und Estland, dargestellt nach Berichten und Briefen von N. von Carlberg. (Bd. 16)

Dolly von Reyher-Peins: Liebes und Leides. Gedichte. (Bd. 17)

Beiträge zur deutschen Literatur- und Kunstgeschichte aus Riga, Reval und Mitau. Von Professor DDr. Otto Clemen. (Bd. 19)

Und dort — das ist Riga! Bilder vom Vormarsch der deutschen Truppen auf Riga, auf Oesel und durch Livland nach Pleskau. Vom Kriegsberichterstatter Emil Herold. (Bd. 20).

Peter, der letzte Herzog von Kurland und sein Haus. Von Otto Elster. (Bd. 24)

Moderne lettische Lyrik. Auswahl. (Bd. 25)

Geologie von Baltenland und Litauen. Von Rudolf Hundt. Mit zahlreichen Abbildungen. (Bd. 26)

Führer durch Riga mit Stadtplan. Text von Dr. W. Neumann, Direktor des städt. Kunstmuseums in Riga. 2. Auflage. Preis 50 Pf. (Bd. 29)

Maljada. Dichtungen in Prosa von Magda Giess. Preis 1.60 Mk., Luxusausgabe 4 Mk. (Bd. 30)

Führer durch Baltenland. (Bd. 31)

Alt-Dorpat und das russische Geistesleben. Von Dr. Arthur Luther, ehem. Professor an der Frauenhochschule und Lektor an der Universität in Moskau. (Bd. 32)

Baltische Erzähler

Herausgegeben von Dr. Ludwig Mathar und Dr. Friedrich Teichert

Jeder Band enthält eine Auswahl der besten Werke, eine Biographie und das Bildnis von jedem Dichter

Carl Worms. Herausgegeben von Dr. L. Mathar. (Bd. 18)

Mia Munier-Wroblewska. Herausgegeben von Dr. F. Teichert. (Bd. 21)

Eva von Radecki. Herausgegeben von Dr. L. Mathar. (Bd. 22)

Theodor Hermann Pantenius. Herausgegeben von Dr. F. Teichert. (Bd. 23)

Frances Külpe. Herausgegeben von Dr. L. Mathar. (Bd. 27)

Eduard von Keyserling. Herausgegeben von Dr. F. Teichert. (Bd. 28)

Die Bände, bei denen keine Preise angegeben sind, befinden sich z. Z. der Drucklegung dieses Bandes in Vorbereitung

Die Sammlung wird fortgesetzt

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

27/A-3434

BALTISCHE BÜCHEREI

Band 30

MALJADA

Dichtungen in Prosa

von

MAGDA GIESS

1 9 1 8

Verlag von Fritz Würtz, Berlin - Leipzig - Riga

Zur Verbreitung im Gebiet des Oberbefehlshabers Ost und zur Ausfuhr zugelassen. — Buchprüfungsamt Ob. Ost

Alle Rechte vorbehalten

Est. A
Tartu Ülikooli
Raamatukogu
25925

Buchdruckerei P. Kerkovius, Riga

MALJADA

Die Luxusausgabe dieses Werkes, in Halbleinen gebunden und auf feinstes holzfreies Papier gedruckt, kostet 4 Mk. und kann durch jede Buchhandlung bezogen werden

Maljada

Das Feld liegt in der Sonne.

Es schimmert das Korn, seine Blumen leuchten, und der Mohn ist wie Flammen. — Bienen, Hummeln und Schmetterlinge summen und singen, gaukeln und gleiten, und das Heer der Grillen geigt eigene, heisse Melodie.

Und in all dem bunten, frohen Leben sitzt ein Mädchen und schaut aus glücklichen Augen und erzählt wundersame Geschichten und taucht in vergangene Zeiten und ist in kommenden Welten — fern in einem unbekannten Lande.

„Maljada!" Klein-Lotte hat es gerufen. Seltsam fremd und doch vertraut klingt das Wort in dem bunten Flimmern des Sonnentages. Maljada — das Wunderland, das das Glück zum König hat.

Das Wunderland, zu dem unsere Sehnsucht zieht; aus dem wir gekommen sind, und in das wir wieder gehen werden, wenn die Hast nicht mehr unsere Tage halten wird. Die Hast, die in den Städten selbst den Frühling eiliger sein lässt, und die den Kindern ihre schönsten Tage nimmt.

Und nur dort, wo die stillen Seen ruhen, wo die Wälder rauschen, und der Mohn auf den Feldern glüht, da lebt noch das Ahnen des Wunderlandes Maljada, und ist stark in den Kindern. —

Glücklich schaut Klein-Lotte. Bienen und Schmetterlinge summen und singen, schweben und gaukeln, und die Grillen geigen eigene, heisse Melodie zu des Mädchens wundersamen Geschichten.

Es lauscht das Korn auf dem Felde; es lauschen Blumen und Gräser. Und die Sonne ist über ihnen und lässt den Mohn sein wie Flammen.

Perle und Stein

Ich habe einen Ring mit einer Perle. Fremd und sehnsüchtig schaut sie in den Alltag; sie schimmert matt, wie Tränen, und wenn die Sonne über sie scheint, so lächelt sie.

Ich habe einen Ring mit einer Perle.

Ich habe aber auch einen Ring mit einem Brillanten.

Und bin ich mutwillig, so tue ich beide an einen Finger: das stille Schimmern und das laute Sprühen. Und dann lasse ich das Licht um sie beide sein. Nicht das aufdringliche, nackte der elektrischen Kuppel, nein, das geheimnisvoll huschende, das warme, lebende der Kerze.

Und wie das Licht um sie beide hüpft und springt, wie es schwebt und gleitet und dann wieder zuckend blitzt, da ahne ich: nie geweinte Tränen, nie gelachtes Lachen — das ist die Perle.

Da sehe ich: ein leuchtendes Funkenbündel geweinter Tränen und auf dem Grunde ein Lachen — das ist der Stein.

As'hara

Mittsommertag.

Die Sonne ist über den Blumen und küsst sie. Wartend stehen Primel, Narziss und Salbei, harren As'haras, des Falters.

Der kreist um die glühende Rose . . .

Still ist es im Brautgemach der Natur, und ein seliges Werdeglück macht alle Blumen schauern.

Mittsommertag.

*

Mittsommernacht.

Schlaftrunken flüstern Primel, Narziss und Salbei, träumen von As'hara, dem Falter.

Von der glühenden Rose aber fällt es, Blatt um Blatt, ein still-glückliches Verrinnen zu neuem Sein

Mittsommernacht.

Ich bin eine Königin!

Nicht Schlösser nenne ich mein eigen, noch gehorcht mir der Diener Tross. Arm bin ich im Lande, und ungekannt ist meine Spur. Nicht Purpur umhüllt mir die Glieder, noch schmückt mich edles Gestein. Ein Leinenhemdlein nur hüllt mich ein.

Und doch — ich bin eine Königin!

Und wie eine Königin, wenn das Fest am schönsten ist, mit vollen Händen das Gold unter die jauchzende Menge streut, so streue auch ich meinen Reichtum jubelnd hin der Freude, die am höchsten glüht. Wenn heilige Flammen um mich lodern, neige ich andachtsvoll das Haupt und lausche, wie so wunderschön die Liebe singt . . . Es rauscht der Strom der Ewigkeit durch dieses Lied . . . Die Seele ihre Heimat ahnt, wo alle Sehnsucht schweigt. Und staunend halb, halb jauchzend küsst mein Mund so glückestrunken einen andern roten Mund, dass er selig bebend flüstert: ich hab Dich lieb . . .

Ich bin eine Königin!

Nicht Schlösser nenne ich mein eigen, noch gehorcht mir der Diener Tross. Arm bin ich im Lande, und ungekannt ist meine Spur. Nicht Purpur umhüllt mir die Glieder, noch schmückt mich edles Gestein. Ein Leinenhemdlein nur hüllt mich ein.

Und doch — ich bin eine Königin!

Heute ist mein Hochzeitstag!

Einst, wenn ich allein war, schlug ich wohl einen Ton an auf dem Klavier: ein weiches Moll und ein klingendes Dur. Und dann sprach ich mit beiden . . .

So gingen meine Tage.

Doch dann kamst Du . . . Und heute ist mein Hochzeitstag.

Heute ist mein Hochzeitstag!

Nicht läuten die Glocken, nicht schmückt mich Kranz noch Schleier. Wie der Alltag mich kleidet, so komme ich zu Dir, denn sie dürfen es ja nicht wissen, dass ich glücklich bin. Bräutlich nur schmückt sich meine Seele, dass sie Dich empfange.

Heute ist mein Hochzeitstag!

Nicht ist um mich der Freundinnen Schar, dass sie mich geleite, noch segnen mich Mutterhände. Allein komme ich zu Dir und heimlich, denn sie dürfen es ja nicht wissen, dass ich glücklich bin. Nur meine Sehnsucht ist mit mir, und sie gehört Dir.

Heute ist mein Hochzeitstag!

Nicht Hoffnung ist bei mir, noch Zukunft. Für mich hat das Leben nur einen Tag. Doch dieser Tag ist mein, und diese Stunde will ich halten!

Einst — als Dur und Moll mir noch Gespielen waren — da träumte ich von diesem Tag . . .

Und nun ist er da! —

Seine Frau

Sie ist gross und blond und hat blaue Augen, die sind wahrhaftig. Das Schönste an ihr aber sind die Hände. Schmal sind sie und schlank und ohne jeden Schmuck. Und stark sind sie und mütterlich, wenn sie Jutta schirmen, das Kind.

Um Juttas willen trägt sie es, dass wir uns lieben. Denn sie weiss, wie er bei mir ist, manch heimliche Stunde, und dass wir uns küssen . . . Sie weiss, wie seine Gedanken um mich sind, immerdar, und dass sie keinen Raum mehr hat in ihnen.

Um Juttas willen trägt sie es und schweigt. —

Jutta, das Kind, aber ist wild wie der Sturmwind. Und hat schwarze Locken und rote Lippen und ein Lachen, das springt und hüpft.

Sie aber geht ihren Weg, still und stolz. Doch sieht sie mich, so wird sie bleich und ihr Auge dunkel.

Ich aber bin ihr gut. Alles wollt' ich ihr geben, doch nur nicht — ihn!

. . . Gross ist sie und blond und hat blaue Augen, die sind wahrhaftig. Das Schönste an ihr aber sind die Hände. Stark sind sie und mütterlich und schirmen Jutta, das Kind.

Sein Kind

Blonde Locken und ein fröhlicher Mund und Augen, die nichts wissen vom Leben. Ein Kind wie alle Kinder. Doch nein, — es ist s e i n Kind.

Nun hat es sich müde gesprungen, und stumm ist der Plappermund, und schaut es mit grossen Augen auf mich, die ich vorübergehe. Und ist mir fremd. — Und nähme ich es doch gern in die Arme und küsste es, stumm und heiss.

Und darf es nicht. —

Du Kind, sein Kind, noch stehst Du an des Lebens Schwelle. Doch schon ahne ich auch Deine Stunde der bitteren Qual, wenn Du dereinst diese Schwelle überschritten hast. — Und ich wollte meine Hände legen auf Dein Haupt, ganz leis', und schirmen Dich und schützen.

Und darf es nicht. —

Fremd bist Du mir. Gehörst der Frau, die Dich geboren und die sein Weib.

So gehe ich denn still vorüber — und bin allein.

Blonde Locken und ein fröhlicher Mund und Augen, die nichts wissen vom Leben. Ein Kind wie alle Kinder. Doch nein, — es ist s e i n Kind.

Als ich Sklavin war in Indien . . .

Als ich Sklavin war in Indien, schmückte ich meine Füsse mit blitzenden Steinen, färbte die Fusssohlen rosa und die Nägel rot. Und Rana, die Alte, war um mich, dass sie mir Märchen sage und den silbernen Spiegel mir halte. —

. . . Aus goldenen Becken steigen seltsame Düfte, und eine Stimme singt — von weither, immer das gleiche Lied . . .

Und ich schmücke mich — für ihn, meinen Gebieter.

Alle im Lande zittern vor ihm, denn er ist hart, und seine Spur ist oft rot von Blut. Tritt er zu mir ins Gemach, so wird Rana, die Alte, bleich, und mein kleines, graues Aeffchen duckt sich scheu. Und auch ich erbebe. Doch nicht aus Furcht. — Seine Küsse sind Flammen, sein Blick ist Stahl und schlägt meine Seele in Banden.

. . . Und dann kommt eine Nacht, die Nacht.

. . . Aus goldenen Becken steigen seltsame Düfte, und eine Stimme singt, immer das gleiche Lied . . .

Zu Häupten des Lagers, auf dem ich ruhe, steht sein Schwert — goldene Blumen auf silbernem Grunde und reich an leuchtenden roten und grünen Steinen. Und ich ziehe es aus der Scheide und schaue es an, sehr lange . . . Er aber küsst meine

Füsse, an denen die Sohle ist wie die Granate, und an denen die Nägel blühen wie die Rosen. Und er weiss nichts denn mich . . .

Da greife ich das Schwert, sein Schwert, mit wildem, jauchzendem Schrei, dass ich ihn treffe!

. . . Rot ist sein Blut! Röter noch als der Atlas seines Gewandes, röter noch als die Steine des Schwertes, da es in breitem Strome zu meinen Füssen fliesst . . .

Entsetzt schreit Rana, die Alte; schaudernd duckt sich mein graues Aeffchen; ich aber — lache!

. . . Das war, als ich Sklavin war in Indien . . .

Fanatismus

Es lag in einsamer Mitternacht eine Bibel. Lag und lebte.

Der Menschheit Ringen nach Glück und Friede war um sie. Immerdar . . .

Mitternacht. —

Und aus Nacht geboren, sah ich es kommen, sah ich es gleiten durch den Raum. Schillernd und gleissend, in Farben des Sumpfes — so kam es daher . . . Und nahm seinen Weg zu dem Buch.

Das lag und lebte.

Und es glitt, und es wand sich, es bog sich und schlang sich die Schlange um das Buch.

Da scholl ein Schrei!

Und aus den Tiefen stieg der Hass. —

Li, das Kind

Der Wald rauscht . . .

Duft ist in ihm und zitternde Lichter und Li, das Kind. Das spielt mit Blumen und Gräsern, mit leuchtenden Beeren und bunten Pilzen und träumt . . .

. . . Es sieht Schlösser mit goldenen Zinnen, die wie Sonnen sind; es wandert durch Gärten, in denen die Blumen singen können, in denen silberne Früchte schimmern, und in denen seltsame Vögel sich auf bunten Zweigen wiegen.

. . . Es sieht die Elfen tanzen im Sonnenschein und sieht im Abendschatten das Wurzelmännlein seine Schuhe flicken; es hört den Waldgeist lachen, da er das Märchen fand auf heimlicher Wiese, und hört am Bach die Wassernymphe schluchzen . . . Schwarze Schwäne sieht es südwärts eilen — sieben Königssöhne — und hört ihr Lied . . .

So ziehen zwischen Himmel und Erde Lis, des Kindes, Träume.

Li, das Mädchen

Meer . . .

So weit das Auge reicht, nichts als Meer. Grosse graue und grüne Wogen. Die kommen und gehen, und bäumen sich gleich wilden Göttertieren, bis sie zerschellen am Fels.

Grosse graue und grüne Wogen. Die kommen und gehen . . . Auf und ab und singen.

Auf hoher Klippe steht Li, das Mädchen, schaut und hört:

. . . „Es braust der Wind, weil er brausen muss; es brandet das Meer, weil es branden muss. Doch Li . . . was muss Li . . .?

. . . Der Wind, der von Norden kommt, findet im Süden Ruhe, die Wellen, die kommen und gehen, ruhen in sich. Doch Li . . . wo ruht Li . . .?"

So weit das Auge reicht — nichts als Meer. Grosse graue und grüne Wogen. Die kommen und gehen.

Auf hoher Klippe steht Li, das Mädchen, und ihre Sehnsucht zieht mit den Wellen und geht mit dem Wind.

Li, das Weib

Rot ist der Atlas an den Wänden, rot ist der Teppich auf dem Boden, und rot leuchtet die Ampel. Rot wie Blut ist auch das Lager, auf dem Li ruht.

Doch röter noch glüht Lis Mund, der von des Mannes Küssen brennt. Und Begehren ist um sie, heiss und stark; und es wächst und es schwillt, und es füllt den Raum mit schwerem bangem Atem . . .

Und des Mannes gierige Hände zerwühlen ihr Gewand und rauben Stück um Stück: lautlos gleitet des Kleides Seide, Spitzen rieseln im Fall, aufschreit das Hemd und klafft in breiter Wunde.

Und nackend ist nun Li, das Weib —

Ueber ihren schimmernden Leib zuckt der Ampel roter Schein und tropft von den Wänden und rinnt auf dem Boden und quillt in purpurner Flut.

Und es steigt die sengende Glut — bis jäh die Flammen lodern!

Da versinken Lis, des Kindes, Träume, Lis, des Mädchens, Sehnsucht. —

„Wie bist Du schön!"

„Wie bist Du schön!" stöhnte der Mann in Liebesqual, und er küsste Li auf die schimmernden Brüste, die wie die Pfirsiche waren, wenn sie in der Sommerglut sich zur Reife neigen. Sein trunkenes Auge konnte das Weib vor ihm nicht mehr fassen, und zitternd glitten seine Hände nieder zu ihren Hüften . . .

„Wie bist Du schön!"

Und dann trank er in grossen, durstigen Zügen, was sie ihm willig bot.

Still war's . . . Nur der Atem des Mannes ging schwer.

Und wie Li ihm alles gab, was sie zu eigen hatte, sah sie alle die, die bei ihr gewesen waren; und ahnte sie alle die kommenden. Sie fühlte den Mann rasen um der Schönheit ihres Leibes willen, die Schönheit ihrer Seele aber war ihm weltenfern.

Da war Li in grosser Einsamkeit. —

*

„Wie bist Du schön!" murmelte das Wasser und umschmeichelte Li.

„Wie bist Du schön!" seufzte der Badeschwamm, als er Lis Brüste küsste, die auf dem Wasser wie die Lotos waren. Und er glitt ihr liebkosend über die Hüften . . .

Das Silber der Wanne glänzte, und der Ofen sang . . . :

„Wie bist Du schön!"

Da ist Li vor den hohen Spiegel getreten, über dem das Sonnenlicht war. Ihr Leib, an dem die Wassertropfen gleich Diamanten funkelten, schimmerte.

Und Li schaute auf die Schönheit ihres Körpers.

Still war's . . . Im Licht aber, das um sie war, fühlte sie ihre Seele schluchzen.

Da war Li in grosser Einsamkeit. —

*

„Wie bist Du schön!" dachte der Tod, und seine kalten Lippen küssten Li auf die Wangen, die im Fieber glühten und auf den roten Mund.

„Wie bist Du schön!"

Weiss war der Schnee vor den Fenstern, und weiss war auch das Lager, auf dem Li ruhte. Sie aber war müde und wollte nichts mehr vom Leben, und ihre grossen Augen suchten den, den sie über sich wusste.

Der hatte Li sehr lieb.

Still war's . . .

Und wie nun ihre letzte Nacht zu sinken begann, da lächelte Li, denn nun war sie nicht mehr in Einsamkeit.

Dann starb sie. —

„Nun bist Du nicht mehr schön!" sagte der Tod, und er ging fort von Li, ging dorthin, wo Schönheit war. —

Sein Märchen

Sein Märchen war ein junges Weib. — Ihre Augen waren wie die Quelle im Wald, so klar und doch so ungekannt; sie hatte einen sehnsüchtigen, durstigen Mund, rot wie die Frucht ist, wenn sie zur Erfüllung sich neigt; sie hatte Haare wie eitel Sonnenschein und einen seltsam schimmernden Leib. Ihre Hände waren blass und schlank, müde Blumenblätter, und ihre Füsse wussten von vielen Küssen . . . Das Schönste aber war das Geheimnis, das in ihr lebte. —

An einem glühenden Sommertag kam sie zu ihm, dass er sie küsse . . .

Und er küsste sie — ihren ganzen, jugendfrohen Körper. Heiss und bebend durfte er das Schönste ahnen, das sie barg. Mit durstigen Lippen lag er wonnetrunken vor dem Tore, das den Weg ihm weisen konnte zum höchsten Glück . . .

Sie aber lachte.

Und dann ging sie fort von ihm, wie sie gekommen war — aus Laune.

Männerhände

Schmale, blasse Künstlerhände ohne Schmuck.

Ruhig liegt das Meer. In der Ferne — dort, wo das Unbekannte ist, sinkt die Sonne. Schwarz und starr stehen die Cypressen und harren der Nacht, und die Rosen duften schwer . . .

Des Mannes Hände greifen in die Blumenfülle und lassen die Blätter fallen über das Weib . . .

„Meine Sehnsucht ist ein Traum und ein Märchen, ein stilles, versonnenes Kind; meine Sehnsucht ist ein schillernder Vogel; meine Sehnsucht ist ein klangvolles Lied; meine Sehnsucht ist eine heilige Flamme und brennt und lodert und glüht; meine Sehnsucht fliegt zu den Sternen, über Welten und Raum und Zeit — in Ewigkeit!"

Und er pflückt die schönste der Rosen . . .

Da küsst ihn das Weib. —

Ruhig liegt das Meer. Die Sonne sinkt. In die Ferne, dorthin, wo das Unbekannte ist, zieht die Sehnsucht des Mannes . . .

. . . . Schmale, blasse Künstlerhände ohne Schmuck . . .

*

Feste starke Männerhände, an denen der Goldreif glänzt.

Sie stehen auf hohem Altane, der Mann und das Weib, und schauen hinab auf das Getriebe der Arbeit. Das brandet und wogt und wallt. Und im Rasseln der Ketten, im Brausen der Maschinen, im Heulen der Dampfpfeifen hören sie den Herzschlag der Menschheit, die rastlos, Jahr für Jahr, nach neuen Werten strebt.

Es strafft sich der Mann, und seine Augen blitzen. Und in stolzer Siegerfreude greifen seine starken Hände nach dem Weibe.

Hoch hebt er es!

Da klingt es auf in ihrer Seele und tönt und wächst und schwillt . . . Der Ruf! Der Ruf, der in ihr liegt von anbeginn an. Das war als der erste Mann das erste Weib bezwungen.

Rasseln, Klirren, Pfeifen, Heulen, Dröhnen — es singt die Jetztzeit den Menschen das Lied.

Auf hohem Altane steht der Mann und hält das Weib, das er begehrt.

Und das Weib hat ihn lieb.

. . . . Feste, starke Männerhände, an denen der Goldreif glänzt . . .

*

Gewöhnliche, gleichgültige Hände . . .

Ein grauer Regentag. Schwer, lastend.

Grau sind die Haare des Mannes, und schwer sind die Hände, die das Weib an ihrem Körper fühlt.

Lastend sind sie wie der Regentag und machen müde wie dieser. Müde und traurig . . .

Und sie nehmen in ihrer Gleichgültigkeit alles, was schön ist. Und nichts ist mehr da, denn der Alltag. —

Ein grauer Regentag. Schwer, lastend.

Und die Hände des Mannes halten das Weib. Das Weib aber hasst sie. —

Gewöhnliche, gleichgültige Hände.

*

Arme, kranke Hände, wie Wachs so bleich, Hände eines Sterbenden.

Tag für Tag, wenn die Sonne über die Berge gestiegen ist, ist das Weib bei ihm und sieht, dass jede Stunde ihn näher bringt dem Ende.

Und sie hört ihn sprechen: „Wohl habe ich viel geliebt und viele, doch jetzt liebe ich nur Dich. Du bist das Letzte, das das Leben mir gibt, bevor es den Schritt mich tun heisst ins nichts. Du bist das Letzte . . . In Dich lege ich alles, was ich an unerfüllten Wünschen und Hoffnungen habe . . .“ Und die Hände des Sterbenden liegen schwer und müde in den ihren.

Da zieht Liebe in die Seele des Weibes, die Liebe, die nichts begehrt noch versagt, die in sich selber ruht und in dem, was göttlich ist im Menschen.

. . . . Arme, kranke Hände, wie Wachs so bleich, Hände eines Sterbenden.

Rias Erwachen

Und nun ist Ria allein.

Der Mann ist von ihr gegangen.

Durch das Fenster schaut die Morgensonne und wundert sich über das bunte Maskenkleid, das am Boden liegt. Fremd und scheu blicken die vielen kleinen, unnützen Spielereien des Mädchenzimmers, als könnten sie den Weg zum heute noch nicht finden; in ihnen zittert noch der Sturm nach, der hier getobt hat, und es ist, als ob alle die vielen heissen Stimmen dieser einen Nacht wie müde Kinder in den Zimmerecken sässen und weinten.

Und von dem Schreibtisch mit den wunderlichen weissen und blauen Schnörkeln, an dem schon Rias Urgrossmutter und Grossmutter in banger Mädchensehnsucht gesessen hatten, von der grossen, dunkeln Truhe, in die Rias Mutter mit sorgenden Händen Stück um Stück die Leinentücher gehäuft hatte für den grossen Tag im Leben ihres Kindes, kommen jetzt Rias Mädchenträume, dass sie von ihr Abschied nähmen. Und dann schweben sie der Sonne entgegen, höher, immer höher, bis sie in den goldenen Fluten versinken.

Ria aber ist im neuen Tag, und ist so kleinmütig, und sehnt sich nach den verschwundenen Träumen und bangt nach den vergangenen Tagen, da ihre Mädchenwünsche noch zu dieser Nacht gezogen waren.

Und nun war die Nacht gekommen . . .

Und der Nacht ist der Morgen gefolgt.

Es liegt das Kleid am Boden, das ein Brautkleid hätte sein sollen, und das ein Maskenkleid ist. Es ist das Heilige zum Narrenspiel geworden, und machte die, die es spielten, zu Bettlern. —

Durch das Fenster schaut die Sonne und wundert sich. Kalt und leer ist Rias Mädchenzimmer, jetzt, da die Träume Abschied genommen haben; in ihm lebt kein seliges Hoffen mehr, nur heisses, wildes Schluchzen.

Ria weint. —

Eine Begegnung

Vor Jahren waren sie einander nahe gewesen. Doch dann hatte das Leben sie getrennt, und sie wussten nichts mehr einer vom andern, und die Zeit, in der die grossen Geschehnisse sich häuften, hatte auch das Erinnern an ihre gemeinsamen Tage schweigen lassen.

Und nun sind sie einander wieder begegnet. —

Sie haben viel und klug geredet, auch von jenen Tagen, und ihre Worte sind darüber hinweggegangen, als ob sie nicht von eigenem Erleben gesprochen hätten, und ihre Augen haben darüber fortgeblickt, als ob sie fremdes geschaut hätten. Und sie sind wie zwei gewesen, die sich immer fern geblieben sind.

Doch dann gehen sie mit einander in den sinkenden Abend.

Grau und schwer hängt der Himmel über der Stadt und dem Strome, und von den Wassern steigen die Nebel und hüllen Stadt und Strom in feine Schleier und verhängen die Ferne und sind wie die sehnsüchtigen Gedanken vieler Toter.

Die beiden Menschen gehen über die Brücke, die gleich einer grossen, grauen Raupe vor ihnen über den Strom kriecht, und sie schauen auf die Wasser: gelb und schwer und träge ziehen sie, so

träge und langsam, das einzelne Eisschollen, die mit ihnen wandern, wie Lotosblumen auf ihnen zu ruhen scheinen. Noch ist der Strom stumm, doch schon ahnt man sein tolles, rasendes Jauchzen, wenn der Frühling über ihn kommen wird, schon zittert eine Unruhe über ihm und ist auch in dem Schweigen, das der Abend über die Stadt gebreitet hat.

Vom Ufer schimmern die hohen Bogenlampen geheimnisvoll durch den Nebel, und an den Häusern springen immer neue Lichtpunkte in das graue Dämmern und sind in der werdenden Nacht wie lauter kleine Wegweiser, die die Lebenden in ihren warmen Stuben den frierenden Toten da draussen entzündet haben. Und es ist, als ob die Zeit, gleich den Eisschollen auf den Wassern, steht, und das Erinnern, über das sie alle die Jahre geeilt war, ist nun wieder laut geworden.

Stumm schreiten die beiden Menschen, und in dem müden Grau von Himmel, Luft und Wasser sind ihre Herzen still und sehnsüchtig, und ihre Gedanken tasten durch den Nebel und suchen einander.

Und wie sie dann vom Ufer aus noch einmal den Weg überschauen, den sie eben so wunderlichen Sinnes geschritten sind, da flammen auf der Brücke viele hunderte leuchtender Sterne auf —, und die endlose Kette der Lampen scheint den Weg zu weisen in ein fernes Märchenland, lockend, verheissend, hell leuchtend in ihrem gelbroten Feuer

und immer kleiner werdend und kleiner und geheimnisvoller, bis sie weit in der Ferne verglüht. Auf den Wassern aber zittert ihr vieltausendfacher Schein wie geschmolzenes, flüssiges Gold.

Still sind Himmel, Luft und Wasser, und nur das Feuer ruft und lockt und streckt seine tausend zitternden Arme in die Ferne . . .

Tief ist die Sehnsucht dieser Stunde . . ., dicht und dichter umhüllt sie den Mann und das Weib . . . Und durch den Nebel, über die Wasser, schreiten die Feuer; näher, immer näher kommen sie, höher immer höher steigen sie — und schlagen in sengender Lohe um den Mann und das Weib! Über den wartenden, lauschenden Strom, über die Flammenkette stürmt ein wild-schönes, jauchzendes Märchen. Es braust sein Lied, es singt das Blut — ein heisser, wilder Kuss!

Einen Herzschlag lang sind Himmel, Luft und Wasser ein wogendes, wallendes Flammenmeer, darin die Sehnsucht jubelnd versinkt. Einen Herzschlag lang nur. — Und schon schreiten die beiden Menschen durch die dunkeln Gassen der Stadt. Fern, hinter ihnen, zittern auf dem Wasser die Feuer, geheimnisvoll, eine Brücke ins Märchenland. Des Nebels Schleier wehen über ihr, und leise schluchzt die Sehnsucht . . .

Immer schneller schreiten die zwei Menschen, dem Getriebe des Alltags entgegen. Gleich wird das Leben sie wieder von einander führen, und die Zeit, in der die Geschehnisse sich häufen, wird

jedem von ihnen fern vom andern Freude und Leid bringen, und das Märchen, das heute zu ihnen über die leuchtende Brücke gekommen ist, wird bald vergessen sein. Doch wenn sie von den Wassern die Nebel steigen sehen, wenn im Dämmern in den Häusern die Lichter aufspringen, und wenn von der Brücke die Feuer ihre zitternden Arme sehnsüchtig in die Ferne recken, dann wird ganz leise das Erinnern klingen, wie feine silberne Harfensaiten . . .

Als wir Kinder waren . . .

Als wir Kinder waren, spielten wir am Bach, wo die silbernen Wellen so lustig über die Steine sprangen, wo die Sonne die bunten Blumen küsste, und der Wind uns Grüsse brachte — von weither . . .

Als wir Kinder waren, flocht ich Dir den Kranz aus gelben Dotterblumen. Die glänzten wie Gold. Aus roten Beeren reihtest Du mir Ketten — gleich roten Korallen um Arme und Hals.

Und dann tanzten wir auf der grünen Wiese und sangen.

Nun sind wir keine Kinder mehr . . .

Der Bach ist vertrocknet, die silbernen Wellen sind versiegt, die Sonne küsst nicht mehr die bunten Blumen, und der Wind ist stumm.

Nun sind wir keine Kinder mehr . . . Aus Lorbeer wird Dir der Kranz gewunden — doch nicht von mir. Perlen und kostbare Steine schmücken Hals mir und Arme — doch nicht Du gabst sie mir . . .

San Servilio und San Clemente

Dort, wo der Lagune träge Wasser sich von vergangener Macht und Stärke erzählen, liegen zwei Inseln: San Servilio und San Clemente — Venedigs Totenkammern seiner geistig Gestorbenen, die Inseln des Wahnsinns.

Einst sind zwei an ihnen vorübergekommen, ein Mann und ein Weib. Hinter ihnen lärmte Chioggias braunes Volk, über ihnen blaute Italiens herrlichster Himmel, und die Sonne malte ihnen Wunder über Wunder mit des Wassers schönsten Farben.

Da klang es von ferne — wie gesprungene Glocken, wie müdes Kinderweinen . . . Es sangen die Frauen von San Clemente.

Und wie sie weiter fuhren, an San Servilio vorüber, sahen sie ein Augenpaar brennen und ein bärtiges Antlitz, das quälte sich an des Fensters Gitterstäben und suchte etwas in Unruhe und Angst und wusste doch nicht was . . .

Der Mann aber wies dorthin, wo Venedig ihrer wartend lag: „Und wenn das Leben uns alles genommen hat, so bleibt uns dieses als letztes: von San Clemente und San Servilio aus sehen wir die Schiffe ihre Strasse ziehen und hören die Wasser zwischen uns . . . Vielleicht schweigt dann das Sehnen, das jetzt in uns ist. Vielleicht . . ."

Sie sagen, ich sei ein Bettelkind

Sie sagen, ich sei ein Bettelkind und ein schlechtes Ding . . .

. . . Wenn der Wind über die Felder zieht und singt in den Wäldern, dann treibt es mich fort, muss wandern . . . Meine Füsse schreiten immerzu, kennen nicht Rast noch Ruh' . . .

Meine Mutter war eine Dirne, mein Vater ein fahrend' Gesell; die trafen im Felde die Liebe.

Am Wegrain bin ich geboren. Die Sonne sank zu Tal. —

. . . Im Staube ging die Mutter, ein müdes Weib. Das fleht' an der Reichen Türen um Barmherzigkeit. Ein Lumpenbündel ihre Habe war. So zog sie durch die Lande. Jahr für Jahr.

Und ich mit ihr. —

Ich sah den Morgen steigen über Land und Stadt, und sah den Abend neigen zum Schlaf sich müd' und matt. Und ich schaute zu den Sternen . . . In Weiten und in Fernen ahnte ich die Welt. —

Es blühten so bunt die Blumen, der Himmel war so blau! Es ruhten so still die Wiesen im Morgentau! Da waren vieltausend Leben im Verborgensein. Ich hörte sie flüstern von Glück ohne End' und sah die Halme wispern im Feld.

Die Wetter sah ich toben, manch liebes Mal; es schlug der Regen die Felder, und war der Blitz so fahl! Heulend kam der Sturm daher und pfiff ein gellend Lied!

Weisse Flocken tanzten auf einsamer Heide . . ., es geigte der Wind so schaurig-bang mir armem Kind den Weg entlang . . .

. . . So zog die Mutter durch die Lande. Jahr für Jahr. Und ich mit ihr. —

Bis dann die Mutter nicht mehr war.

. . . Da haben sie mich genommen und taten mich in ein Haus. Am Webstuhl flink, behende sich der Faden reiht . . . Wie geht so schwer und schleppend doch die Zeit! Nun sitze ich gebücket und lasse meine Sehnsucht ziehen in die Weite . . .

Wohl kenne ich das Lied der Lerche und weiss, was die Grille singt, der Menschen Weise aber ist mir fremd. Kalt blicken ihre Augen, und hart ist ihre Hand, und das Wort, das sie sprechen, tut weh. Dumpf sind ihre Stuben, wie ihre Herzen so eng und klein.

. . . Doch wenn der Wind über die Felder zieht und singt in den Wäldern, dann treibt es mich fort. Muss wandern . . . Meine Füsse schreiten immerzu, kennen nicht Rast noch Ruh' . . .

Schneeflocken in Davos

Es schneit und schneit . . .

Verschwunden sind die Berge, die Strasse ist öde und leer. Nichts als Schnee . . .

Eine Flocke hat sich durch die offene Balkontür auch zu mir verirrt, ein kleines, weisses Sternchen, wunderbar zart und fein.

Und siehe — wie es auf der fieberheissen Hand dem Tode entgegengeht, da höre ich es leise flüstern:

„. . . Ich vergehe, wie auch Du vergehen musst, doch mein Leben war ein Augenblick des Glückes! Tausend Brüder und Schwestern sind wir ausgezogen — ein toller Tanz — frei zwischen Himmel und Erde. Frei und glücklich! . . . Ein Rausch! Er ist dahin . . . Es naht das neue Leben . . .“

Ein Tropfen funkelt — der schimmernde Stern ist nicht mehr.

Draussen aber wirbelt es lautlos, Flocke um Flocke.

. . . Da habe ich bitterlich geweint . . .

Der Rose Tod

Die Rose im hohen Glase zittert. Sie weiss — der Tod ist da. Schon löste sich ein Blatt und fiel.

So will ich ihr noch einmal danken: Schönheit gab sie mir und Freude. Wie frühe Morgenröte — ihr Rosenrot; ein wunderbares Märchen ihr Sein.

Und wie ich jetzt im stummen Schauen ihren Tod erlebe, da wird es still, ganz still . . . Und alles was der Tag gebracht hat an Hast und Lärm und Sorgen ist weit, sehr weit . . .

Und nur die Nacht ist da, und sie und ich in ihr.

Du, Rose im hohen Glase, schaust auf das Blatt hinab, das von dir ging: „So ist es nun gefallen, und weiss doch nicht warum . . . Und welkt . . .“

Rosenlos — Menschenlos.

. . . Die Nacht ist lang und still, und lang und still ist der Rose Sterben. —

BILDER aus Rigas Kriegstagen

Flüchtlinge

Krieg!

Ueber freundliche Häuser und stolze Schlösser rast er und über stille Hütten. Wo dunkle Wälder rauschten, wo einst bunte Wiesen und früchteschwere Felder lebten, ist jetzt Verwüstung. Oede stârrt über das geschlagene Land, dem plötzlich alles Glück versank, dem die Erntekränze verbrannten, dem die Blumen zerstampft wurden. Nur das Elend blieb und wuchs, und wächst . . .

Wagen um Wagen, Herde um Herde, Greise, Frauen, Kinder — endlose, düstere Scharen, gramdurchfurcht, so zieht es durch Riga. Unablässig, unaufhaltsam wie die Wasser der Düna, deren Brücke ächzt unter der Last der müden Füsse, die über sie gehen.

Langsam gleiten die Wasser, ein breites, grauschimmerndes Band, rastlos, dem Meere entgegen.

Langsam wandert der Zug der Flüchtlinge. Und dem weiten Meere gleich liegt vor ihnen die uferlose Ferne der Heimatlosigkeit. „Wohin?“ forschen angstvolle Augen, und bange Herzen harren der Antwort — und hören doch nur das Blöken der Rinder und Schafe und das Weinen der Kinder. Es schluchzt der Wind, und die Räder der Wagen stöhnen: Wohin? . . . Eine immer neue Frage —. Bis die Seele still und stumpf geworden ist, bis

alle Gedanken gestorben sind. Nur die Füsse wandern, immerzu . . . Und dann tun auch sie den letzten Schritt. In Russland ist ja Erde genug für Gräber. —

Märtyrer

Der Herbst hat ausgelodert; grau und müde harrt er des Winters, und wenn der Wind in den Bäumen ist, fallen die toten Blätter zur Erde.

Müde sind auch die Frau und das Kind, die auf der Strasse gehen, die zum Bahnhof führt.

„Oh, Mutter, liebe Mutter, sag, kommt Vater heute? . . ." „Still, Kind! Willkür herrscht, und es lauert der Hass. Deutsche Worte wecken Verderben . . ." Und sie schweigen und gehen auf der Strasse, die zum Bahnhof führt — hin und zurück und wieder hin — endlos . . . immer denselben Weg.

Wagen fahren, Autos hasten, Motorräder sausen, und die Schritte der Fussgänger klappern; Stimmen werden laut, schwellen an und verhallen; Lachen schallt und ein russischer Fluch und aus der Ferne ein Soldatenlied.

Die Frau und das Kind wandern . . .

Und es kommt die Dämmerung und hüllt die Stadt in ihre Schleier. Immer dunkler werden sie und dunkler . . . Und dann flammen die Laternen auf.

TÜ Raamatukogu

Da endlich, ein Schreiten und das Rasseln von Ketten: eine seltsam-verhaltene Weise, die von Leid und Sehnsucht singt. Gefangene — bleiche Gesichter und Augen voll Leid — und ihnen zur Seite Soldaten.

Säbel und Flintenläufe blitzen auf und versinken wieder im Dunkel. Die Schritte verhallen . . .

Da sind die beiden still heimgegangen. Auch heute sahen sie ihn nicht. Auch heute nicht . . . Wird er morgen diese Strasse ziehen, oder ist er sie schon gegangen? Sie wissen es nicht. Sie warten, gestern, heute, morgen . . . Einmal noch ihn sehen! Denn Sibiriens Schneefelder sind weit und gross, und viele deutsche Schläfer schlafen in ihnen.

Ausgewiesen*)

. . . Alte, längst verklungene Lieder werden wieder lebendig, verschollene Zeiten erstehen: Zions Kinder wandern . . . verbannt, verstossen, verhöhnt. Jerusalem liegt in Trümmern, und in Babylon wartet der Tod . . .

Greise mit weissem Bart und weissem Haar, still und ernst, gebeugt von der Last der Jahre und der Zeiten; Frauen mit sehnsüchtigen Augen; junge

*) Laut Befehl der russischen Regierung wurden im Mai und Juni 1915 die Juden aus Kurland ausgewiesen

Leute und Kinder, starrend von Schmutz. Ein Volk Geächteter, ziehen sie in eine unbekannte Ferne, die gross und weit sich vor ihnen dehnt. Verstummt sind ihre Stimmen, die daheim so laut von Haus zu Haus geschallt; es ruhen die Hände, die in flinkem Spiel die Worte begleitet; nur die Augen brennen und lassen die Seele ahnen, die schluchzende Seele . . .

In ihren öden Städten, in ihren verlassenen Häusern aber lebt der Fluch, der „grosse Fluch", den der Rabbi gesprochen hatte über die, die sie aus der Heimat vertrieben, — lebt und wartet . . .

Nachtleben

Nacht, eine helle Sommernacht.

Aus der Ferne grollt es, dumpf und drohend, schwillt an und verklingt, und grollt wieder . . . Der Krieg kennt keine Ruhe, Kanonen träumen nicht.

Auf den Boulevards aber schiebt sich der Müssigen Menge. Noch ist der Tod vor den Toren, und das Leben lacht. Und wie die frechste der Dirnen, geschminkt und geputzt, streckt die Stadt brünstig die Arme. Breit flutet das Licht: Posse und Gaukelspiel rufen, es locken Geigen und Flöten. Ins Blut schlägt das Fieber, Begierde brennt und macht kühn. Laster und Verbrechen gehen frei durch die Nacht;

das Ladenmädchen und die Beamtenfrau, die Kokotte und die Dame von Welt schreiten in ihrem Gefolge; Kinder, von Müttern verkauft, Frauen, die ihre Männer verraten. Und General, Offizier und Soldat beherrscht nur ein Wille: noch erraffen, was zu erraffen ist, den Becher der Lust schlürfen — bis auf die Neige!

Im Nachtcafé schrillen die Geigen. Stimmen schallen, Lachen girrt, dichter Zigarettenrauch und ein starker, süsser Duft von Parfüm. Matt blinken an den Wänden die Spiegel. — Offiziere, lärmend und laut, lüsterne Frauen, Soldaten, Matrosen, Zuhälter und Dirnen, und Jünglinge, Knaben fast, geschminkt und dreist. Ware auch sie.

Bunte Steine blitzen, Seide rauscht, tief entblösste Nacken schimmern, kühne Worte fliegen, und was der Mund verschweigt, verraten die Augen.

Dort — des Matrosen Blick ist um die Blonde: Begierde flammt auf, und grell lodert der Hass. Der Offizier, des Mädchens Begleiter, weiss: im Lande „der Freiheit" herrschen Faustrecht und Willkür. Darum geht er. —

. . . Die Geigen schluchzen, Stimmen schwirren. Laster und Lust würfeln ums Leben, und der Einsatz ist Tod. —

Auf den Strassen aber, dort, wo die Schatten der Häuser lagern, schleichen die Ärmsten der Armen. Die, deren Pesthauch schon Verderben bringt. Scheu blicken sie, aus brennenden Augen — Hyänen der Nacht.

Russischer Rückzug

Stumm schreiten sie; nur das Scharren ihrer Füsse auf den Steinen, eilig und hastig — sonst nichts. Viele Tausende. Und die Nacht deckt das Rot ihrer Fahnen. Unruhe aber schwingt den Takt, es wacht die Furcht, und im Dunkel lauert das Grauen.

Und nun: ein Klappern und Rattern, ein Rasseln und Poltern und Dröhnen. Hochbepackte Wagen schwanken, Autos stampfen, Rinder brüllen, laute Rufe schallen. Grell blitzt der Kraftwagen Licht. Und hundert Farben leben, jauchzen auf und vergehen. Und darüber huschen, gleiten zuckende Schatten, wachsen ins ungewisse — riesengross —, sinken ins nichts. Finstere Geister, Gespenster . . .

Und wieder zieht es im Dämmergrau, rastlos, in endloser Folge . . .

Bebend wartet die Stadt, und schaut —, lauscht auf das Brausen der Nacht, wo Stunde um Stunde das Tosen schwillt wie stürmende, donnernde Fluten. Denn schon türmt sich vor Riga, gleich drohenden Wettern, Verderben. —

Pferde scheuen, Flüche gellen, Peitschenhiebe sausen. Bleiche Gesichter und Augen, in denen Entsetzen lebt. — Schrill lacht die Furcht, und das Grauen springt auf, jagt aus dem Dunkel daher! Und klappernd, klirrend, schreiend, heulend — ein zuckendes, rasendes Schattenspiel — hastet, tobt die wilde Flucht gen Osten.

Zerbrochene Räder, Stroh liegt verstreut, ein zerstampfter Soldatenmantel, Scherben . . .

Peter Pinigin

Er hiess Peter Pinigin und war ein Bauer. Sibirien war seine Heimat, eine einsame Hütte sein Haus und ein sieches Weib sein eigen. Und er kannte nichts denn Arbeit.

So war sein Leben gewesen, viele Jahre, und er hatte nie geglaubt, dass es einmal anders sein könnte.

Doch dann kam der Krieg. —

Und nun lag er hier, viele tausend Werst von seiner Heimat. Hob er den Kopf, so sah er in langer Reihe, Bett an Bett, Leidende gleich ihm. Leise und emsig ging die Schwester, dass sie alles zur Nacht bereite. Und dann verlöschten die Lampen, bis auf eine.

Peter Pinigin war müde, sehr müde, und konnte doch nicht schlafen. Er sah Anja, sein Weib, wie er die Sechzehnjärige in sein Haus genommen hatte; sah das stille Glück, das mit ihr gekommen und auch dann nicht gewichen war, als aus der Jugendfrohen ein sieches Weib geworden; sah wie sein Leben nichts gewesen war denn Arbeit und harte Sorge. Und es war doch schön . . .

Leise kam die Schwester, dass sie ihm die Kissen richte.

Da sprach Peter Pinigin, und tief musste die Schwester sich neigen, dass sie ihn verstünde. Er sprach von den grünen Wäldern, die sich endlos dehnen, von den Stürmen, die um seine Hütte

waren; von dem weissen Schnee des Winters und von den Blumen des Sommers. Er sprach von Bodry, dem struppigen Braunen, dem steten Gefährten in Arbeit und Einsamkeit, und er sprach von Anja, seinem Weibe . . . „Anja, moja Anja . . ."

Lange kniete die Schwester und hielt die fieberheissen Hände des Kranken.

Müde brannte die Lampe. In langer Reihe lagen die Männer, und der Schlaf war über ihnen, schwer und drückend, denn die Schrecken des Krieges waren bei ihnen. Nur der Tatar, dem die Kugel das Bein zerschmettert hatte, lächelte . . . War wohl daheim.

Peter Pinigin aber sprach. Sein ganzes Leben sagte er in dieser einen Nacht.

Müde brannte die Lampe, immer müder. Bis dann der Morgen kam und der neue Tag.

Für Peter Pinigin der letzte. —

Der Kanarienvogel

Viele Männer zogen durch die kleine Stadt. Und viele Männer klopften an Maries kleines Fenster und fanden Einlass in Maries kleine Stube.

Sommer, Herbst und Winter vergingen, aus dem Frühling wurde wieder der Sommer, und Maries kleine Stube sah immer neue Scharen fremder Männer. Junge und alte, grosse und kleine, starke

und schwache, blonde und brünette und solche mit grauem Haar.

Erst hatten sie braune Mäntel und trugen Waffen — Revolver und Dolchmesser, und wenn sie von Maries gutem Schnaps getrunken hatten, sangen sie Lieder, die wie die Sehnsucht waren, und dann lachten sie und tanzten und schlugen alles, was in der Stube war, und schlugen Marie.

Dann hatten sie graue Mäntel und trugen Waffen — Revolver und Dolchmesser, und wenn sie von Maries gutem Schnaps getrunken hatten, sangen sie Lieder, die wie das Jauchzen waren, und dann wurden sie traurig und schalten Marie, und gingen still aus der Stube und hatten Maries nicht mehr acht.

Sommer, Herbst und Winter vergingen, aus dem Frühling wurde wieder der Sommer, und Maries kleine Stube sah immer neue Männer. Alte und junge, grosse und kleine, starke und schwache, blonde und brünette und solche mit grauem Haar. —

In der Kammer neben Maries Stube aber lebte ein kleiner gelber Vogel. Er hatte ein schönes, grosses Bauer, das wie Silber glänzte, und ein Badehaus aus Glaswänden mit goldenen Blumen.

Und wenn Marie traurig und müde wurde, dann kam sie zu ihm und erzählte ihm von den Zeiten, da sie noch nicht die „Soldaten-Marie" war. Und sie wachte darüber, dass keiner von den fremden Männern die Kammer betrat. Denn alles hatten sie ja schon aus ihrem Leben genommen, nun hütete sie als letztes — den kleinen, gelben Vogel.

Doch eines Tages ist doch einer in die Kammer gekommen und hat lachend die Tür des Bauers geöffnet. Und da ist mit einem lauten, frohen Ruf der Vogel in den Sommertag geflogen, zur Sonne empor. Marie hat ihn nie mehr gesehn. —

Viele Männer klopften an Maries kleines Fenster und fanden Einlass in Maries kleine Stube. Viele Männer haben Marie gescholten, gehöhnt, gestossen und geschlagen, sie hatte es hingenommen. Doch dieses trug sie nicht mehr.

Sie fanden sie tot, erhängt in der Kammer. —

Der Zeppelin

Nacht. Dunkel herrscht und Stille. Ruhig atmend schläft die Stadt.

Da — plötzlich — ein Sausen und Brausen und Heulen. Ein Knattern und Krachen und Dröhnen. Donnernd fährt es nieder, Schlag um Schlag. Himmel und Erde scheinen zu kämpfen — wilden, gigantischen Kampf.

In Angst und Schrecken ducken sich die Häuser, die Strassen beben.

Laut schreit die Erde in brennendem Schmerz.

Zorn sprüht der Himmel.

Ein Sausen, Heulen, Krachen! Schlag folgt auf Schlag! Entsetzen und Schrecken führen grausigen Tanz. Und der Tod lacht.

Und dann wird es still. —

Tief atmet die geschlagene Erde.

Von der Stadt weicht das Grauen, und die Furcht geht in die Schatten der Nacht.

Am Himmel aber beginnt ein seltsam-geisterhaftes Leben: weisse und gelb-rote Lichter hasten, suchen sich, kreuzen einander, tasten langsam über die Wolken hin und jagen dann wieder in fliegender Eile, lautlos, wunderliche Tiere aus dem Reiche der Fabeln und Märchen.

Stille. —

Ruhig atmend schläft die Stadt.

Nur dort, wo der Tod seine Ernte gehalten hat, ist ein Weinen, und am Himmel suchen die Lichter.

Der Morgen hat die Schlacht gebracht...

Der Morgen hat die Schlacht gebracht. Sie tobt vor Rigas Toren: ein einziges, fernes Donnern, darein, wilden Schreien gleich, lautes Krachen schallt.

Erschreckt lauscht die Stadt, atemlos . . . Da draussen auf den Feldern tanzt der Tod. Purpurne Blüten streut er und leuchtenden Mohn. Scharlachrot tropft es zur Erde . . .

Und wie der Morgen zum Tage geworden ist, kommen die, die sein wilder Tanz gestreift: Ver-

wundete. Karren um Karren. Und ein Unfassbares, dem Grauen und Schrecken zu Paten gestanden, zieht durch die Strassen der Stadt.

In den Räumen der grossen Schule, wo einst helle Knabenstimmen und frohes Lachen schallten, liegen sie nun, durchschüttelt von Schmerz und Qual. Aechzen, Schluchzen, Wimmern, dazwischen ein Schrei. Drückende Hitze und scharfer, schwerer Blutgeruch.

Denn Blut ist es, was dort die Bahre färbt, Blut auf den Fliesen des Bodens, Blut — dort an der Wand, auf verkrümmten, verzerrten Leibern, auf gelblich-fahlen Gesichtern — Blut! Und hundert kleine, schwarze Punkte, unheilschwangeren Wolken gleich, schwirren darüber die Fliegen, schwirren um Tote und Sterbende und singen . . .

Auf dem grauen Stein des Saales aber liegt ein köstliches, schimmerndes etwas, rot wie die Farbe des Blutes und doch nicht Blut — Johannisbeeren. Nur eine kleine Traube — ich weiss nicht, wie sie hierher gekommen ist — doch jede Beere ist ein Gruss des Lebens und erzählt von kühlen Gärten, wo die Sonnenstrahlen heimlich huschen, wo die Blumen scheu der Liebe harren, und wo des Nachts die grossen Falter leise flüstern . . .

Hier aber schwingt die Hitze glühenden Brand. Schon streckt der Julitag seine Arme gierig nach den Toten, und die Fliegen singen das Sterbelied . . .

Das Lied*)

Rot ist die Farbe!

Rot wallt es von den Häusern, weht es von den Dächern, hängt es aus den Fenstern.

Rot wogt es durch die Strassen, eine Riesenschlange, unaufhaltsam. Ein Meer von Leidenschaften, und darüber die Fahnen rufen nach Freiheit und Knechtschaft zugleich. Hier schreiten hunderttausend Träume von sagenhaftem Glück, von Märchenglanz und Reichtum; es jauchzen Hass und Rache, und in den Herzen lauert der Mord. Und von vieltausend Stimmen gesungen, von hundert Chören gespielt, braust eine Weise daher! Immer das gleiche Lied. Das gellt und hetzt und peitscht das Blut zu immer wilderen Schlägen! Das stürmt und rast — das Lied der Revolution!

Soldaten und wieder Soldaten: Russen, Polen, Tschuwaschen, Mordwinen, Tataren, Kaukasier, Litauer und Letten. Rot leuchtet von der Mütze die Schleife, und die Brust zieren purpurne Bänder. Kolonne auf Kolonne, Regiment um Regiment, und über ihnen, flügelschlagenden Geiern gleich, flattern im Winde die Fahnen.

Und wie die Sturmflut, die keine Dämme kennt, ergiesst sich der Strom der Arbeiter. Sie blicken starr und hart und singen das Lied — ihr Lied; in langen Reihen ziehen die Frauen, und ihre Stimmen

*) 1. Mai 1917

schrillen; Juden mit leuchtenden Augen, Schüler von Lehrern geführt, Bauern, Kranke und Krüppel . . . Und wieder Soldaten, Regiment um Regiment, Reiter, Autos, Wagen; Nord und Süd, und Ost und West eint hier ein Klang, ein Lied!

Bange Stunden

Die Stadt liegt geduckt wie ein Tier und harrt der drohenden Faust. Still sind die Strassen, menschenleer; stumm sind die Häuser; reglos stehen die Bäume. Auch sie scheinen zu warten.

Und nun in der Ferne ein dumpfer Schlag. Wir sehen uns an, und schon fährt es hernieder! Ein jäh schmetterndes, gewaltiges Krachen! Einen Herzschlag lang stockt der Atem; es bebt das Haus; und dann Stille. —

Auf Mutters Schoss schnurrt die Katze; die Sonne spielt mit den bunten Farben des Teppichs, und in ihrem Lichtbalken tanzen goldene Stäubchen; eine Fliege summt.

Wir lauschen . . .

Und da — da — jetzt wieder der dumpfe Schlag. Und ein furchtbares, tobendes etwas, ein Sausen, Heulen, Dröhnen, ein Krachen und Bersten und Prasseln. Steine poltern, Fensterscheiben klirren, brausender Sturmwind wirbelt, rast.

Wir sind aufgesprungen, starren, warten . . .

Dort, wo noch eben des Nachbarhauses Giebel aus blanken Fensteraugen hell glitzernd in den Tag geschaut, wo weisse Mullgardinen träumten, und bunte Blumen farbenfreudig prangten, klafft nun, zerrissen, zerfetzt, eine furchtbare, grausige Wunde. Balken starren, es ragt ein Bett; seine braunen Füsse scheinen zu schweben, und weisse Federn fliegen, wirbeln — lustige Vögel im Winde.

Sausen, Pfeifen, Heulen!

Und wieder schmetternder Knall!

Und drückende, lastende Stille. —

Angstvoll hämmern die Herzen, zählen Minuten, Sekunden . . . Endlos dehnt sich die Zeit —, da Geschoss um Geschoss in die bebende Stadt laut heulend trägt Tod und Verderben.

Bis der Abend Ruhe und Schweigen bringt. Auf den geschlagenen Strassen, vor den zerschossenen Häusern, über Schutt und Geröll, eilen Rigas Bürger, helfen und retten.

„Sie kommen!"

Sie kommen! Dröhnend, in gleichem Schritt, ein siegreiches Heer von Eisen. Laut brausend, machtvoll schallt ihr Lied zu Deutschlands Ruhm und Ehre.

Ueber Trümmer und Scherben geht der Weg, durch Strassen, von Plünderern zerschlagen. Wild tobte hier des Volkes Gier, und was Habsucht nicht

raubte, zerstörte rasendes, blind wütendes Hassen. Hoch stieg des Feuers glühende Lohe! Noch züngeln gierige Flammen, sagen und singen vom Ende . . ., hüpfen und wehen . . . In das horchende, lauschende Land hinaus flammt des Feuerscheins leuchtende Kunde! Und gleich grossen Wolken, mächtigen Bergen, türmt sich am Himmel der Rauch.

Zertrümmerte Fenster, Glas liegt zerschmettert, zerstampft; bunte Fetzen, Papiere, Kisten und Kasten, zerbrochen, beschmutzt und verstreut.

Und darüber, vorüber, in dröhnendem Schritt zieht laut singend das eiserne Heer. —

Hoch hebt nun die Stadt das Haupt, da Knechtschaft und Willkür fielen. Laut jubelnd, weinend vor Glück, stehen Rigas Bürger, grüssen und winken: „Ueber Welten von Hass, über Meere von Leid flog unsere Sehnsucht, Euch zu suchen! Und nun — der Tag ist da! Wir, die wir Eures Stammes sind, vieltausendfach Euch grüssen! Oh, bleibet, bleibt! Und gebt uns Heimatlosen das Vaterland!" Und späte Rosen, Astern, Dahlien, des Herbstes ganze Blumenfülle schmückt bald die deutschen Brüder. Blau und grün, und weiss und rot, tief lila und leuchtend gelb, ein einziger, jauchzender Farbenakkord im Eisengrau der Streiter!

Und am Himmel der lodernde Feuerschein schwingt hoch die Freudenfackel! Bis tief in die jubelnde Nacht hinein ein Glühen und ein Klingen!

Inhalt

	Seite
Maljada	9
Perle und Stein	11
As'hara	12
Ich bin eine Königin!	13
Heute ist mein Hochzeitstag!	14
Seine Frau	15
Sein Kind	16
Als ich Sklavin war in Indien . . .	17
Fanatismus	19
Li, das Kind	20
Li, das Mädchen	21
Li, das Weib	22
Li	23
Angelika und Li	25
„Wie bist Du schön!"	27
Sein Märchen	29
Männerhände	30
Rias Erwachen	33
Eine Begegnung	35
Als wir Kinder waren . . .	39
San Servilio und San Clemente	40
Sie sagen, ich sei ein Bettelkind . . .	41
Schneeflocken in Davos	43
Der Rose Tod	44
Das ist die Zeit der grossen Sehnsucht	45
Flemine	46
Bilder aus Rigas Kriegstagen:	
Flüchtlinge	50
Märtyrer	51

	Seite
Ausgewiesen	52
Nachtleben	53
Russischer Rückzug	55
Peter Pinigin	56
Der Kanarienvogel	57
Der Zeppelin	59
Der Morgen hat die Schlacht gebracht . . .	60
Das Lied	62
Bange Stunden	63
„Sie kommen!“	64

Verlag von Fritz Würtz, Berlin, Leipzig, Riga

Kurland und Litauen

in deutscher Hand

Von Dr. **Paul Michaelis**

4. Auflage. Gebunden 6 Mk.

Mit 8 mehrfarbigen Vollbildern nach Gemälden und Aquarellen von Baronesse G. Korff, Heinz Becherer, E. W. Muder, Gerd Paul und A. Paul Weber und 25 Seiten mit ganz- und halbseitigen Bildern nach künstlerischen Originalaufnahmen von Meta Lohding, Johann von Bulhak u. a.

„Ein schon durch die äußere Aufmachung ansprechendes Buch. Der Verfasser findet mit glücklichem Blick das wesentliche und charakteristische heraus und stellt es klar, schlicht und leicht faßlich dar. Er urteilt einsichtsvoll und maßvoll und erkannte bereits im Frühjahr 1916, daß das russische Reich im Zerfall begriffen war, und daß sich die „Fremdvölker", den Großrussen fremd, von ihm loszulösen begannen. Seine Kriegsberichte verdienten — in Buchform weiteren Kreisen zugänglich gemacht — umso nachhaltiger zu wirken." (Die Grenzboten)

Kaisers Geburtstag in Riga

Ein Erinnerungsbüchlein, im Auftrage und zum Besten der Vereinigung „Deutsche Kriegerhilfe" in Riga herausgegeben von

Dr. **Heinrich Oellers**

Preis gebunden und auf feinstes holzfreies Papier gedruckt 2.40 Mk.

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Fritz Würtz, Berlin, Leipzig, Riga

Elisabeth Goercke
Nicht untergehen
Gedichte einer Kurländerin

Geschenkausgabe 4 Mark

„Und eine junge Baltin sei hier rühmend genannt: Elisabeth Goerckee jedem Kurländer bekannt, hat uns in dem Bande „Nicht untergehen" eine reife Frucht ihrer großen Kunst geschenkt. Hier sind unbeschreiblich schönn Perlen anzutreffen. Ein Talent, ein wirklich künstlerisches Empfinde, sprechen aus diesem Buch. Ich wünsche ihm viel mehr Verbreitung.
(„Kelle und Schwert." Ev. Kirchenblatt)

Führer durch Riga mit Stadtplan

Text von **Dr. W. Neumann**
Direktor des städt. Kunstmuseums in Riga

3. verbesserte Auflage
Preis 60 Pf.

Führer durch Mitau mit Stadtplan

Text von **M. Müller-Jabusch**

Preis 50 Pf.

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen

Verlag von Fritz Würtz, Berlin, Leipzig, Riga

Baltische Zukunftsgedanken

Von **Rudolf von Hoerner-Ihlen**
Kurländischer residierender Kreismarschall

1) Legitimation Deutschlands zum dauernden Erwerb des Ostseegebiets. — 2) Form und Art der Angliederung des Baltikums an das deutsche Reich. — 3) Wie ist das Verhältnis zu den Letten und Esten zu beurteilen und zu gestalten?

5. Auflage — Preis 50 Pf.

... das auf wenigen Seiten mehr kernhafte, gesunde Staatsweisheit entwickelt, als manche Stösse bedruckten Schreibpapiers. Dass bei einer derartigen Einstellung auf nüchterne Tatsachen, wirkliche Zustände und wirkliche Lebensbedingungen die Schaumschläger mit den bekannten Allerweltsphrasen ihre Rechnung nicht finden können, versteht sich am Rande.
(Der Türmer)

Kurze Geschichte Kurlands

Von **V. von Wilpert**

Anhang: Glaubenszwang — Russifizierung — Bauernbefreiung im 19. Jahrhundert

Preis 60 Pfg.

Dass nach kurzer Zeit sich eine neue (4.) Auflage nötig gemacht hat, ist der beste Beweis dafür, wie lebhaft das Bedürfnis nach einer solchen kurzen, zuverlässigen und leicht fasslichen historischen Uebersicht ist. Mit Recht hat der Verfasser besonders die zahlreichen Verbindungsfäden aufgedeckt, die politisch, wirtschaftlich und kulturell zwischen Kurland und Deutschland hin- und herlaufen. Um eine missverständliche Auffassung des Titels abzuwehren, muss bemerkt werden, dass auch die Hauptmomente der geschichtlichen Entwicklung Kurlands vor 1561 und nach 1795 zur Darstellung kommen.
(Mitausche Zeitung)

Durch sämtliche Buchhandlungen zu beziehen